



SALMAN RUSHDIE, 1947 in Bombay geboren, ging mit vierzehn Jahren nach England und studierte später in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman »Mitternachtskinder«, für den er den Booker Prize erhielt, wurde er weltberühmt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2007 schlug ihn Königin Elizabeth II. zum Ritter. 2022 ernannte ihn das deutsche PEN-Zentrum zum Ehrenmitglied. 2023 wurde er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet.

Knife in der Presse:

»Salman Rushdie ›ist seit 1989 eine Symbolfigur für die Meinungsfreiheit, die Freiheit des Wortes.« *Tagesspiegel*

»Ein großes Stück Literatur. Ich finde, die ganze Welt muss dieses Buch lesen, Sie auch!« *Mehr Lesen mit Elke Heidenreich*

»Knife« ist eine Festung aus Worten, für die Freiheit errichtet.«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

»Rushdie ist zurück, vielleicht etwas melancholischer, aber mutig und witzig wie je.« *Neue Zürcher Zeitung*

Außerdem von Salman Rushdie lieferbar:

Grimus · Mitternachtskinder · Heimatländer der Phantasie · Scham und Schande · Das Lächeln des Jaguars · Die satanischen Verse · Harun und das Meer der Geschichten · Osten, Westen · Des Mauren letzter Seufzer · Der Boden unter ihren Füßen · Wut · Überschreiten Sie diese Grenze! · Shalimar der Narr · Die bezaubernde Florentinerin · Luka und das Lebensfeuer · Joseph Anton · Zwei Jahre, acht Monate und achtundzwanzig Nächte · Golden House · Quichotte · Sprachen der Wahrheit · Victory City

Salman Rushdie

KNIFE

GEDANKEN NACH
EINEM MORDVERSUCH

Aus dem Englischen
von Bernhard Robben



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel *Knife*
bei Random House, New York 2024 .

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2024 by Salman Rushdie
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2024 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: © FAVORITBUERO, München,
nach einem Entwurf von Arsh Raziuddin

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2025
ISBN 978-3-328-11351-5
www.penguin-verlag.de

*Dieses Buch ist jenen Männern und Frauen gewidmet,
die mein Leben gerettet haben.*

*Wir sind nicht länger das, was wir waren,
bevor das Unheil namens gestern eintrat.*

SAMUEL BECKETT

INHALT

TEIL EINS DER ENGEL DES TODES

- 1 MESSER 13
- 2 ELIZA 39
- 3 HAMOT 72
- 4 DIE REHA 106

TEIL ZWEI DER ENGEL DES LEBENS

- 5 DIE RÜCKKEHR 141
- 6 A. 174
- 7 ZWEITE CHANCE 207
- 8 ABSCHLUSS? 235

TEIL EINS

DER ENGEL DES TODES

MESSER

Am 12. August 2022, einem sonnigen Freitagmorgen um Viertel vor elf, wurde ich von einem jungen Mann mit einem Messer angegriffen und beinahe getötet, nachdem ich gerade die Bühne des Amphitheaters in Chautauqua betreten hatte, um darüber zu reden, wie wichtig es ist, sich für die Sicherheit von Schriftstellerinnen und Schriftstellern einzusetzen.

Ich trat zusammen mit Henry Reese auf, der mit seiner Frau Diane Samuels das Pittsburgher Projekt City of Asylum gegründet hatte und dank dieser Stadt des Asyls eine Zuflucht für mehrere Autoren schaffen konnte, deren Leben in ihrem eigenen Land gefährdet war. In der Geschichte, die Henry und ich in Chautauqua erzählen wollten, sollte es um Folgendes gehen: die Gründung sicherer Orte in Amerika für Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus fremden Ländern und meine Beteiligung an den Anfängen dieses Projekts. Unser Auftritt war Teil einer Veranstaltungswoche der Chautauqua Institution zum Thema: »Mehr als nur eine Zuflucht: Amerikas Haus und Heimat, eine Neubestimmung«.

Zu unserem Gespräch ist es nie gekommen. Wie ich schon bald herausfinden sollte, war das Amphitheater an diesem Tag kein sicherer Ort für mich.

Dieser Moment läuft noch immer wie in Zeitlupe vor mir ab. Mein Blick folgt dem Mann, der im Publikum aufspringt, los-

rennt und rasch näher kommt. Ich beobachte jeden einzelnen Schritt seines ungestümen Laufs, und ich sehe, wie ich mich aufrichte und zu ihm umdrehe. (Ich bleibe ihm zugewandt. Ich habe ihm nie den Rücken zugekehrt. Mein Rücken weist keine Verletzungen auf.) Um mich zu schützen, hebe ich die linke Hand. Er stößt das Messer hinein.

Danach folgen noch viele Stiche – in meinen Nacken, meine Brust, in mein Auge, überallhin. Ich spüre, wie meine Beine nachgeben, und ich falle.

*

Donnerstag, der 11. August, war mein letzter unbeschwerter Abend. Sorglos spazierten Henry, Diane und ich durch die Anlagen der Chautauqua Institution zu einem angenehmen Abendessen im 2 Ames, einem Restaurant am Rand eines grünen Parks genannt Bestor Plaza. Wir erinnerten uns an die Rede, die ich achtzehn Jahre zuvor in Pittsburgh über meine Rolle bei der Gründung des internationalen Netzwerks Cities of Refuge gehalten hatte. Henry und Diane hatten meine Rede gehört und wurden durch sie inspiriert, auch in Pittsburgh eine Stadt des Asyls zu schaffen. Sie begannen damit, ein kleines Haus zu finanzieren und Huang Xiang zu sponsern, einen chinesischen Dichter, der die Außenmauern seiner neuen Unterkunft unübersehbar mit einem Gedicht in großen weißen chinesischen Lettern bemalte. Nach und nach erweiterten Henry und Diane ihr Projekt, bis es schließlich eine ganze Straße mit Häusern des Asyls gab, den Sampsonia Way im Norden der Stadt. Ich freute mich darauf, in Chautauqua mit ihnen ihren Erfolg feiern zu können.

Dass sich der Mann, der mich töten wollte, bereits auf dem Gelände der Chautauqua Institution befand, konnte ich nicht wissen. Er hatte sich mit einem gefälschten Ausweis Zutritt verschafft, sein Deckname eine Zusammensetzung der Namen einiger bekannter Schia-Islamisten; und bereits während wir zum Abendessen und später zurück zum Gästehaus gingen, in dem wir übernachteten, war er auch da, irgendwo, bereits seit mehreren Nächten, streifte durch die Anlage, schlief im Freien, erkundete den Tatort für den geplanten Angriff, schmiedete Pläne und blieb von Sicherheitspersonal und Überwachungskameras unbemerkt. Wir hätten ihm jederzeit zufällig über den Weg laufen können.

In diesem Bericht will ich seinen Namen nicht nennen. Mein Angreifer, mein Attentäter, der Affenblöde, der Annahmen über mich machte, mit dem ich ein beinahe tödliches Aufeinandertreffen hatte ... Ich ertappe mich dabei, dass ich ihn in Gedanken, man möge es mir nachsehen, nur »Arschloch« nenne. Im Rahmen dieses Textes aber soll er schicklicherweise »A.« heißen. Welche Namen ich ihm gebe, wenn ich allein zu Hause bin, geht nur mich etwas an.

Dieser »A.« scheute die Mühe, sich über den Mann zu informieren, den er töten wollte. Seinen eigenen Worten zufolge hatte er kaum zwei Seiten aus meinen Büchern gelesen, sich aber einige Filme auf YouTube über mich angesehen – mehr war nicht nötig. Was die Schlussfolgerung zulässt: Worum auch immer es bei diesem Attentat ging, es ging nicht um *Die satanischen Verse*.

Worum es tatsächlich ging, das versuche ich in diesem Buch herauszufinden.

*

Am Morgen des 12. August frühstückten wir zeitig mit den Sponsoren der Veranstaltung auf der Außenterrasse des großartigen Institutionshotels Athenaeum. Ich bin kein Freund ausgiebigen Frühstückens und gab mich mit einem Kaffee und einem Croissant zufrieden. Bei mir saß Sony Ton-Aime, der Michael I. Rudell Director of the Literary Arts von Chautauqua. Es folgte ein wenig büchernärrischer Small Talk unter anderem darüber, wie verwerflich oder tugendhaft es sei, Bücher bei Amazon zu bestellen. (Ich gestand, es hin und wieder zu tun.) Dann gingen wir durch die Hotellobby und über einen kleinen Platz zum Backstage-Bereich des Amphitheaters, wo Henry mich seiner neunzigjährigen Mutter vorstellte, die ich sehr nett fand.

Kurz bevor ich die Bühne betrat, wurde mir ein Umschlag mit einem Scheck ausgehändigt – mein Honorar. Ich steckte ihn in die Innentasche meiner Jacke, dann war Showtime. Sony, Henry und ich gingen auf die Bühne.

Das Amphitheater hat viertausend Plätze. Es war nicht ausverkauft, aber doch ziemlich voll. Sony trat auf ein Podium auf der linken Bühnenseite und stellte uns vor. Ich saß auf der rechten Bühnenseite. Das Publikum spendete wohlwollenden Beifall. Ich weiß noch, dass ich eine Hand hob, um mich für den Applaus zu bedanken. Dann sah ich aus dem rechten Augenwinkel – das Letzte, was mein rechtes Auge je sehen würde – aus der rechten Seite des Sitzbereichs einen Mann in Schwarz auf mich zurennen. Schwarze Kleidung, schwarze Maske. Er kam so schnell und geduckt auf mich zu wie ein gedrungenes Geschoss. Ich erhob mich und sah ihn näher kommen. Ich habe nicht versucht fortzulaufen. Ich war wie erstarrt.

Dreiunddreißigseinhalb Jahre waren vergangen seit Ajatollah Ruhollah Chomeinis berüchtigter Todesdrohung gegen mich und

all jene, die zur Veröffentlichung der *Satanischen Verse* beitrugen; und ich gestehe, während dieser Jahre habe ich mir manches Mal vorgestellt, wie mein Attentäter sich aus diesem oder jenem Publikum löst und auf ebendiese Weise mir entgegeneilt. Als ich nun die mordlüsterne Gestalt auf mich zustürzen sah, war mein erster Gedanke daher: *Da bist du ja. Du bist es also*. Man sagt, Henry James' letzte Worte seien gewesen: »So ist es also doch gekommen, dieses ganz besondere Etwas.« Der Tod kam auch auf mich zu, aber ich fand nichts Besonderes daran. Ich fand ihn nur anachronistisch.

Das war mein zweiter Gedanke: *Warum heute? Echt jetzt? Es ist so lang her. Warum heute? Warum nach all den Jahren?* Die Welt hatte sich doch gewiss weitergedreht, dieses Kapitel war längst abgeschlossen. Was da kam und sich so rasch näherte, war jedoch eine Art Zeitreisender, ein mörderischer Geist aus der Vergangenheit.

An diesem Morgen gab es im Amphitheater keine Security – warum nicht? Keine Ahnung –, er hatte also freie Bahn. Ich stand einfach nur da und starrte ihn an, stand da wie angewurzelt, ein Kaninchendepp im Scheinwerferlicht.

Dann hatte er mich erreicht.

Das Messer habe ich nie gesehen, zumindest kann ich mich nicht daran erinnern. Ich weiß nicht, ob es lang war oder kurz, ein Messer mit breiter Bowieklinge oder schmal wie ein Stilet, gezackt wie ein Brotmesser, ein Krummdolch, das Klappmesser eines Straßenkids oder gar ein ganz gewöhnliches Tranchiermesser aus der Küche seiner Mutter. Es interessiert mich auch nicht. Sie war jedenfalls brauchbar, diese unsichtbare Waffe, und sie tat, was sie tun sollte.

Zwei Nächte vor meinem Flug nach Chautauqua habe ich geträumt, ich würde von einem Mann mit einem Speer attackiert, einem Gladiator in einem römischen Amphitheater, wenn auch ohne brüllendes, blutrünstiges Publikum. Ich rollte auf dem Boden hin und her, wich den Stößen des Gladiators aus und schrie. Diesen Traum hatte ich nicht zum ersten Mal. Zweimal zuvor hatte sich mein Traum-Ich bereits so verzweifelt hin und her gewälzt, dass das wahre, schlafende, gleichfalls schreiende Ich den Leib – meinen Leib – aus dem Bett warf und ich schmerzhaft auf dem Schlafzimmerboden landete, wovon ich wach wurde.

Diesmal fiel ich nicht aus dem Bett. Eliza, meine Frau – die Romanautorin, Dichterin und Fotografin Rachel Eliza Griffiths –, weckte mich gerade noch rechtzeitig. Der Traum war so lebendig, so gewalttätig gewesen, dass ich mich zitternd im Bett aufsetzte. Ein Traum wie eine Vorahnung (obwohl Vorahnungen zu dem gehören, woran ich nicht glaube), schließlich sollte die Veranstaltung in Chautauqua, auf der ich sprechen würde, in einem Amphitheater stattfinden.

»Ich will da nicht hin«, habe ich zu Eliza gesagt. Doch so viele Menschen rechneten mit mir – Henry Reese rechnete mit mir, für die Veranstaltung war seit geraumer Zeit geworben worden, man hatte Eintrittskarten verkauft –, und für mein Erscheinen würde ich gut bezahlt werden. Wie es nun mal so geht, hatten wir einige größere Rechnungen zu begleichen, die Klimaanlage im gesamten Haus war veraltet, drohte zusammenzubrechen und musste erneuert werden, das Geld käme uns also sehr zupass. »Ich sollte wohl besser hinfahren«, sagte ich.

Chautauqua, die Stadt, ist nach dem See Chautauqua benannt, an dessen Ufer sie liegt. »Chautauqua« ist ein Wort der Eriesprache, die vom Volk der Erie gesprochen wurde, Volk und

Sprache aber gibt es nicht mehr, die Bedeutung des Wortes ist daher unklar. Es könnte »zwei Mokassins« heißen oder »ein in der Mitte geschnürter Beutel«, ebenso gut aber auch etwas völlig anderes. Vielleicht beschreibt dieses Wort die Kontur des Sees, vielleicht aber auch nicht. Es gehört zu dem, was verloren ging in der Vergangenheit, dort, wo wir alle enden, die meisten von uns vergessen.

1974 stieß ich zum ersten Mal auf dieses Wort, etwa zu jener Zeit also, da ich die Arbeit an meinem ersten Roman beendete. Ich las es in dem Kultbuch jenes Jahres, in Robert M. Pirsigs *Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten*. Über das Buch weiß ich kaum noch etwas – ich habe weder für Motorräder noch für Zen-Buddhismus viel übrig –, aber ich erinnere mich, dass mir dieses seltsame Wort gefiel und auch das Besondere der »Chautauquas«, jener Treffen, bei denen Ideen in einer Atmosphäre der Toleranz, Offenheit und Freiheit diskutiert wurden. Von der Stadt am See breitete sich die Chautauqua-Bewegung über das ganze Land aus, und Theodore Roosevelt nannte sie »das Amerikanischste in Amerika«.

Ich war schon mal in Chautauqua aufgetreten, fast genau zwölf Jahre zuvor, im August 2010. Ich erinnerte mich noch gut an die behagliche, abgeschiedene Atmosphäre der Chautauqua Institution, an die ordentlichen, sauberen, baumgesäumten Straßen rund um das Amphitheater. (Zu meiner Überraschung erwartete mich allerdings ein anderes Amphitheater, das alte war 2017 abgerissen und neu aufgebaut worden.) Innerhalb der Mauern der Institution versammelten sich silberhaarige, weltoffene Menschen zu einer idyllischen Gemeinschaft, lebten in komfortablen Holzhäusern und fanden es unnötig, abends die Türen zu verschließen. Dort Tage zu verbringen, fühlte sich an wie ein Schritt zurück in

der Zeit, in eine frühere, unschuldigere Welt, wie es sie vielleicht nur in Träumen gab.

An jenem letzten unbeschwerten Abend des 11. August stand ich vorm Gästehaus und schaute hoch zum Vollmond, der hinab auf den See leuchtete. Allein, von der Nacht umhüllt, nur der Mond und ich. In meinem Roman *Victory City* behaupten die ersten Könige des südindischen Reiches Bisnaga, vom Mondgott abstammend, sie beanspruchten also die »lunare Erbfolge« für sich, der auch Gott Krishna angehört oder der mächtige, Achilles nicht unähnliche Krieger Arjuna aus dem *Mahabharata*. Mir gefiel der Gedanke, dass keine schlichten Erdlinge in einem seltsamerweise nach dem griechischen Sonnengott Apollo benannten Schiff zum Mond flogen, sondern dass die Götter des Mondes vom Trabanten auf die Erde herabgestiegen waren. So stand ich eine Weile im Mondlicht, hing Mondgedanken nach und dachte auch an jene apokryphe Geschichte, laut der Neil Armstrong, als er den Mond betrat, »Genießen Sie es, Mr. Gorsky« gemurmelt haben soll, da er als Junge in Ohio gehört hatte, wie seine Nachbarn, die Gorskys, sich stritten, weil Mr. G unbedingt einen Blowjob wollte. »Den bekommst du erst, wenn der Junge von nebenan auf dem Mond spazieren geht«, hatte Mrs. Gorsky erwidert. Leider ist die Geschichte nicht wahr, aber meine Freundin Allegra Huston hat darüber das Drehbuch zu einem lustigen Film geschrieben.

Und ich dachte an »Die Entfernung des Mondes« in Italo Calvinos *Cosmicomics*, eine Geschichte über eine Zeit, in der unser Mond der Erde viel näher als heute war und Liebespärgeln für ein romantisches Stelldichein zu ihm hinaufhüpfen konnten.

Und ich dachte an Tex Averys Zeichentrickfilm *Billy Boy* über eine kleine Ziege, die den Mond gefressen hat.

Auf derart frei assoziierende Weise funktioniert mein Verstand.

Schließlich musste ich auch an Georges Méliès' vierzehnminütigen Film *Le Voyage dans la Lune* denken, diesen frühen Kino-klassiker aus dem Jahre 1902 über die ersten Menschen auf dem Mond, die mit einer ungeheuer langen Kanone in einer kugelförmigen Kapsel hinaufgeschossen werden und Zylinder, Gehröcke sowie Regenschirme tragen. Das folgende Bild zeigt die wohl berühmteste Aufnahme aus diesem Film – die Landung auf dem Mond:



Als mir dieses Bild vom Raumschiff durch den Sinn ging, das den Mond im rechten Auge verletzt, konnte ich nicht ahnen, was am nächsten Morgen mit meinem rechten Auge passieren würde.

Ich denke zurück an diesen glücklichen Mann, der sich da an jenem Donnerstagabend im sommerlichen Mondlicht badete. Er ist glücklich, weil sich ihm ein schöner Anblick bietet und weil er verliebt ist und weil er mit seinem jüngsten Roman fertig ist – gerade hat er ihm den letzten Schliff gegeben, hat die Fahnen Korrektur gelesen –, und die ersten Leser sind begeistert. Sein Leben fühlt sich gut an. Wir aber wissen, was er nicht weiß. Wir wissen,

dieser glückliche Mann am See schwebt in Lebensgefahr. Doch davon ahnt er nichts, was unsere Angst um ihn nur umso größer macht.

Dieses literarische Stilmittel nennt man epische Vorausdeutung. Eines der berühmtesten Beispiele ist der Beginn von *Hundert Jahre Einsamkeit*: »Viele Jahre später, vor dem Erschießungskommando [...]« Wenn wir Leserinnen und Leser wissen, was die literarischen Figuren nicht wissen können, möchten wir sie warnen: *Lauf, Anne Frank, morgen werden sie dein Versteck entdecken*. Während ich an diesen letzten sorgenfreien Abend zurückdenke, fällt der Schatten der Zukunft über meine Erinnerungen, aber ich kann mich nicht warnen. Dafür ist es zu spät. Ich kann nur noch die Geschichte erzählen.

Hier ist ein Mann, allein im Dunkeln, nicht ahnend, wie nah die Gefahr ist.

Hier ist ein Mann, der früh zu Bett geht. Am nächsten Morgen wird sich sein Leben ändern. Davon weiß er nichts, der arme Unschuldige. Er schläft.

Und während er schläft, stürzt die Zukunft auf ihn ein.

Seltsamerweise ist es jedoch die Vergangenheit, die zurückkehrt, meine eigene Vergangenheit, die auf mich einstürzt, kein Traumgladiator, sondern ein maskierter Mann mit einem Messer, der einen drei Jahrzehnte alten Mordaufruf ausführen will. Im Tod gehören wir alle dem Gestern, sind wir auf immer in der Vergangenheitsform gefangen. Das war der Käfig, in den mich das Messer zwingen wollte.

Nicht die Zukunft. Die wiederkehrende Vergangenheit, die mich in der Zeit zurückversetzen wollte.

*

Warum habe ich nicht gekämpft? Warum bin ich nicht weggelaufen? Ich stand einfach nur da wie eine Piñata und ließ ihn auf mich einstechen. Bin ich denn so schwach, dass ich nicht den geringsten Versuch unternehmen konnte, mich zu wehren? War ich so fatalistisch, dass ich mich einfach meinem Mörder ergab?

Warum habe ich nicht reagiert? Andere, Familie und Freunde, haben versucht, diese Frage für mich zu beantworten. »Du warst fünfundsiebzig, als es passierte, er vierundzwanzig. Du hattest keine Chance.« »Vielleicht bist du in Schockstarre gefallen, noch ehe er dich erreicht hat.« Und immer wieder: »Wo zum Teufel war die Security?«

Ich weiß nicht, was ich darüber denke oder wie ich darauf antworten soll. An manchen Tagen ist es mir peinlich, und ich schäme mich sogar, weil ich mich nicht gewehrt habe. An anderen Tagen ermahne ich mich, nicht dumm zu sein: Was hätte ich denn tun sollen?

Folgendes habe ich mir zu meiner Tatenlosigkeit zusammenge-reimt: Für die Opfer von Gewalt gerät das Verständnis von Realität ins Wanken. Kinder gehen zur Schule, Gläubige in eine Synagoge, Käufer in einen Supermarkt, ein Mann betritt die Bühne eines Amphitheaters; sie alle bewegen sich gewissermaßen in einem stabilen Weltbild. Eine Schule ist ein Ort der Bildung, eine Synagoge ein Ort der Andacht, ein Supermarkt ein Ort zum Einkaufen, eine Bühne ein Ort zum Auftreten. Das ist der Rahmen, in dem sie sich selbst sehen.

Gewalt zerschlägt dieses Bild. Plötzlich kennt man die Regeln nicht mehr – weiß nicht, was man sagen, wie man sich benehmen, welche Wahl man treffen soll. Man erkennt die äußere Gestalt der Dinge nicht länger. Die Wirklichkeit löst sich auf und wird durch Unverständliches ersetzt. Furcht, Panik und Lähmung

verdrängen das rationale Denken. »Klar denken« wird unmöglich, denn wer mit Gewalt konfrontiert wird, weiß nicht mehr, was »klar denken« heißen soll. Man reagiert – wir reagieren – verunsichert, gar gestört. Unser Verstand versteht nicht, wie er noch funktionieren kann.

An jenem schönen Morgen in jener wunderbaren Umgebung rannte die Gewalt auf mich zu, und meine Realität zerfiel. Es wird vielleicht nicht sonderlich überraschen, dass ich in den wenigen Sekunden, die mir blieben, nicht wusste, was ich tun sollte.

*

Während der ersten Tage nach dem Attentat, als ich in meinem Krankenhausbett lag und diverse Teile meines Körpers durch Metallklammern zusammengehalten wurden, verkündete ich jedem, der bereit war, mir zuzuhören, voller Stolz: »Ich habe in keinem Moment mein Bewusstsein verloren; ich kann mich an alles erinnern.« Heute weiß ich, dass das nicht stimmt. Richtig ist, dass ich meine Umgebung verschwommen wahrnahm und nicht völlig bewusstlos wurde, doch es stimmt nicht, dass meine Beobachtungsgabe normal funktioniert hätte, nicht einmal ansatzweise. Die Gewissheit meiner Behauptung rührte vermutlich von den Schmerzmitteln her, die ich damals bekam – Fentanyl, Morphinum, was auch immer. Das Folgende ist daher eine Collage, Bruchstücke meiner Erinnerung, ergänzt um die Aussagen einiger Augenzeugen sowie um einige Auszüge aus den Nachrichten.

Ich erhielt einen heftigen Schlag gegen den Kiefer, und ich weiß noch, dass ich dachte: *Er hat ihn gebrochen. Mir werden alle Zähne ausfallen.*

Dann dachte ich, der Kerl kann wirklich zuschlagen. (Später erfuhr ich, dass er Boxunterricht genommen hatte.) Heute weiß ich, dass er außerdem ein Messer in der Faust hielt. Blut lief mir über den Hals. Und während ich fiel, spürte ich, dass etwas auf mein Hemd spritzte.

Eine Reihe von Dingen passierte gleich darauf sehr schnell, und ich bin mir über die genaue Abfolge im Unklaren. Da war die tiefe Stichwunde in meiner linken Hand, die sämtliche Sehnen und die meisten Nerven durchtrennt hatte. Und es gab mindestens zwei weitere Messerhiebe in meinen Nacken – einer quer über den Hals, eher rechts, eine weitere Schnittwunde vor allem oben im Gesicht, gleichfalls rechts. Blicke ich heute auf meine Brust, sehe ich in der Mitte von oben nach unten eine Reihe von Wunden, zwei Einstiche auf der unteren rechten Seite sowie einen Schnitt im oberen rechten Schenkel. Außerdem ist da noch eine Wunde links am Mund und auch eine am Haaransatz.

Und da war der Messerstich ins Auge. Der brutalste Hieb, eine tiefe Wunde. Die Klinge durchtrennte den optischen Nerv, was bedeutete, dass man die Sehfähigkeit nicht retten konnte. Das Auge war verloren.

Er stach wie verrückt um sich, stach und schlitzte; das Messer hieb auf mich ein, als besäße es ein Eigenleben, und ich fiel nach hinten, fort vom Angreifer, prallte heftig mit der linken Schulter auf den Boden.

*

Einige in der Menge – die ihr Bild von der Welt nicht aufgeben und nicht sehen wollten, was wirklich geschah – glaubten, der Angriff sei inszeniert, eine Performance, die unterstreichen sollte,

wie wichtig das Thema Sicherheit für Schriftstellerinnen und Schriftsteller ist, über das wir reden wollten.

Selbst Henry Reese in seinem Sessel neben mir brauchte einen Moment, um seine Realitätswahrnehmung anzupassen. Dann aber sah er, dass der Mann förmlich an mir klebte, und er sah mein Blut.

Was dann geschah, war reines Heldentum.

Henry behauptet, er habe »instinktiv« gehandelt, aber da bin ich mir nicht so sicher. Henry war wie ich über siebzig, A. vierundzwanzig und auf Mord aus. Henry hastete über die Bühne zu ihm und packte ihn. Meiner Meinung nach wäre eine bessere Beschreibung: *Er handelte entsprechend seiner besten Charaktereigenschaft*. Mit anderen Worten: im Einklang mit seiner Persönlichkeit. Sein Mut ist eine Konsequenz dessen, wer er ist.

Und dann handelten auch Leute aus dem Publikum entsprechend ihrer besten Charaktereigenschaft. Ich weiß nicht genau, wie viele Leute auf die Bühne stürmten, um zu helfen, aber von meiner Lage auf dem Boden war ich mir eines Gedränges von Menschen bewusst, die sich abmühten, den mordlüsternen Mann zu bändigen, obwohl er jung war, stark, ein blutiges Messer in der Hand hielt und nicht leicht zu bändigen war. Wären Henry und das Publikum nicht gewesen, würde ich heute nicht hier sitzen und diese Worte schreiben.

Ich habe ihre Gesichter nicht gesehen und kenne ihre Namen nicht, aber sie sind die Ersten, die mein Leben retteten. Und so begegnete mir an jenem Morgen in Chautauqua nahezu gleichzeitig das Schlimmste und das Beste am Menschen. So aber sind wir als Spezies: In uns steckt die Möglichkeit, nahezu grundlos einen alten Fremden zu ermorden – jene Fähigkeit in Shakespeares Jago, die Coleridge »unmotivierte Bössartigkeit« nannte –, in uns